

Militärhistorisches Museum Dresden (Hg.), KRIEG MACHT NATION. Wie das deutsche Kaiserreich entstand. Dresden: Sandstein Verlag 2020. 432 S. mit 474 Abb. ISBN 978-3-95498-545-6. € 48,-

Im Umfeld des 150. Jahrestags der „Reichsgründung“ haben Feuilleton-Artikel versucht, den historischen Ort des Bismarck- und Wilhelminischen Reichs in der deutschen und europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts zu bestimmen. Dies zeigte, dass seit dem Streit um die Thesen Fritz Fischers über die deutsche „Kriegsschuld“ und die Vorgeschichte des „Dritten Reiches“ kein Gras gewachsen ist. In der Regel herrschte lange die borusisch-berlinerische Perspektive vor. So gerieten wirtschafts-, sozial- und mentalitätsgeschichtliche Zusammenhänge aus dem Blick, konzentrierte sich der Deutungskonflikt auf das Spannungsverhältnis Obrigkeitsstaat und Untertanengesellschaft. Als in den siebziger Jahren David Blackburn und Geoff Eley versuchten, die weithin akzeptierte Sonderwegs-These zu kritisieren und auf die freiheitsgeschichtlichen Initiativen südwestdeutscher Liberaler, Demokraten und Katholiken verwiesen, korrigierten sie das gängige Bild der preußisch-deutschen Reichsgründung erheblich und schlugen implizit alternative Entwicklungsperspektiven deutscher Verfassungsgeschichte vor. Dies trug ihnen heftige Kritik der Vertreter der sogenannten „Bielefelder Schule der Sozialgeschichte“ unter Hans-Ulrich Wehler ein. Diese meinten, im „Sonderweg“ den Schlüssel zur Erklärung deutscher Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts gefunden zu haben. Seitdem zeigte sich mehr und mehr, wie notwendig und ergiebig es gewesen wäre, die süddeutschen Staaten stärker zu beachten, als es die kleindeutsche Geschichtsschreibung für gut befunden hatte.

Die wenigen norddeutschen Kleinstaaten, die – nach dem in konservativer Wahrnehmung unverzeihlichen Sakrileg der Einverleibung des Königreichs Hannover – mit Preußen 1866/67 den Norddeutschen Bund bilden mussten, hatten sich vor allem militärisch der preußischen Dominanz unterzuordnen. Sachsen schien noch gerade davongekommen und gefährdete sich selbst hochgradig durch die Unterstützung Habsburgs 1866. Deshalb war der Dresdener Ausstellungsort dieser Jubiläumsausstellung nicht schlecht gewählt, hätte er doch die Möglichkeit geboten, einen Blick auf die Auswirkungen der „Reichsgründung“ auf das „dritte Deutschland“ zu werfen, das sich bis dahin im deutschen Bund an Habsburg angelehnt hatte.

Diesen Zugang nutzte man jedoch nicht. Lediglich Morgenstern behandelt das „dritte Deutschland“ als „unfreiwillige Annäherung“ und Begleiter einer „auswärts gefeierten Massenhochzeit“ (S. 188 ff.). So ist nachdrücklich auf die Sonderveröffentlichung des Landesarchivs Baden-Württemberg (Stuttgart 2020, hg. von W. Mährle) zu verweisen: „Nation im Siegesrausch: Württemberg und die Gründung des deutschen Reiches 1870/71“!

Die mitteldeutschen und süddeutschen Staaten vermochten nach 1864 dem preußischen Anpassungssog immer schwerer zu widerstehen. Preußisch orientiert war in Süddeutschland vor allem Baden aufgrund der Heirat des Großherzogs Friedrich I. von Baden mit Luise, der Tochter des preußischen Königs.

Der opulent ausgestattete Katalog des Militärhistorischen Museums setzt die Reihe kriegsgeschichtlich wichtiger Ausstellungen vor, beleuchtet die drei Kriege von 1864 (Ostergaard), 1866 (Hanning) und 1870/71 und bedeutende Schlachten wie Königgrätz (Loch/Zacharias), aber auch die Entwicklung des humanitären Völkerrechts, die Geschichte der Bewaffnung, der Rüstungspolitik und der Kulturgeschichte, sogar das Schicksal der Kriegsgefangenen und den Umgang mit der Zivilbevölkerung. Den Hauptkapiteln werden Einführungssays vorgeschaltet, die im Hinblick auf die Einigungspläne und -hoffnungen

bürgerlich-liberale Positionen skizzieren (Jansen), Bismarcks selbst (Lappenküper), seinen Strategen Roon (Hagemann) und seinen Antipoden Bebel (Retallack) vor das Auge rücken.

Der Reichtum der Aspekte ist ebenso überwältigend wie die Zahl der Objekte, die in dem opulenten Katalog hervorragend präsentiert werden. Auch die Waffengeschichte kommt nicht zu kurz und macht deutlich, wie Mitte des 19. Jahrhunderts die damaligen Kriege die Schwelle zum modernen Krieg überschreiten und ahnen lassen, was sich dann im 1. Weltkrieg mit Stellungskriegen und Materialschlachten, aber auch an Massenleid entwickelte.

Das „dritte Deutschland“ wird in der Geschichtsschreibung zur Reichseinigung in der Regel unterschätzt. Bismarck hatte ein feines Gespür für die zunehmende Distanzierung der Württemberger, Badener und Bayern gegenüber seinen Plänen. Blut und Eisen hatte der preußische Ministerpräsident beschworen, als Reichskanzler letztlich aber auf Stimmungen und Wahlzettel gesetzt, dies in der Hoffnung, dass die Deutschen mehrheitlich konservativ abstimmten. Früh hatte er einen innenpolitischen Kampfkurs mit wechselnden Gegnern eingeschlagen und Reichstreue von Reichsfeinden geschieden. Preußen-Deutschland als neuen Nationalstaat in der Mitte Europas zu errichten, war nicht zuletzt auch wegen der polnisch, dänisch, französisch Empfindenden unmöglich. Der Waffengang hatte aus der verspäteten Nation (Plessner) keinen vollendeten Nationalstaat (Theodor Schieder) gemacht, auch, weil mit der Beschießung von Straßburg und der Annexion von Elsass und Lothringen neues Unheil begründet wurde, das im Urteil kluger Zeitgenossen den Keim neuer Zerstörung in sich barg.

Die drei in der Regel als „Reichseinigungskriege“ zusammengefassten Kriege um Schleswig, gegen Habsburg und gegen Frankreich erscheinen so als Stufen eines zielstrebig realisierten Prozesses, der von vornherein keineswegs im Sinne Bismarcks ausgehen musste. Denn die ersten militärischen Operationen Preußens litten unter der Jahreszeit und werden erst rückblickend zum Experimentalfeldzug. Die legendäre Erstürmung der dänischen Festungsanlagen auf Düppel ließen nach dem Krimkrieg und dem amerikanischen Sezessionskrieg erstmals die verheerenden Folgen moderner Waffen und Kriegsführung deutlich werden. Entscheidend für die weitere Entwicklung war die zielbewusste Zerstörung des Deutschen Bundes im Rahmen einer als „Bundesexekution“ verbrämten Neuordnung der Macht in der Mitte Europas, die mit dem preußisch-österreichischen Krieg endgültig zugunsten Preußens vollendet wurde.

Diese Auseinandersetzungen wurden nicht selten als Bürger- und Bruderkrieg empfunden, nicht zuletzt von den preußischen „Zwangsverbündeten“ (S. 118), die den angeblichen „preußischen Beruf“ zur Bildung eines Nationalstaats nicht ohne innere Vorbehalte akzeptieren wollten. Eine deutlich reservierte Stimmung prägte mithin die Bevölkerung und keineswegs nur die Regierungen der mittleren Bundesstaaten, die ihre habsburgische „Schutzmacht“ verloren hatten. Aber fanden sie sich wirklich, wie Ulf Morgenstern behauptet, „umgehend“ als Bundesstaaten „in einem von Bismarck entworfenen zweiten deutschen Kaiserreich“ (ebd.) wieder?

Preußen flogen die Herzen der Deutschen nicht einmal im deutsch-französischen Krieg zu, wie nicht nur Nietzsche, Burckhardt und selbst Fontane deutlich machten. Die Mittelstaaten schlossen sich zunächst nicht vorbehaltlos oder gar besinnungslos den Preußen an, sondern notgedrungen. Sie gerieten nach den ersten preußischen Siegen in Böhmen in ein Dilemma, das sie eigentlich vorsichtig zu sein hieß, dann aber in den Sog eines Nationalgefühls führte. Für Bismarck ging es um Machtzuwachs, für die Liberalen um die Erfüllung eines Traumes von Einheit, für die Katholiken, die Sozialdemokraten und die Linksliberalen

eigentlich um den Versuch, in der weiteren Entwicklung Freiheit zu sichern und eine Verfassung zu stärken, die Vielfalt spiegelte.

Die entscheidenden Impulse gingen von Handels- und Wirtschaftsfragen aus, denn Bismarck hatte niemals nur auf Krieg und Sieg, sondern immer auf Handel und Geld gesetzt. Deshalb zahlte sich die Zurückhaltung der Württemberger und der Bayern mehr aus als die Zustimmung der Badener, die weniger Vorrechte wahren konnten als ihre Nachbarstaaten. Die parlamentarische Entwicklung kam in der Ausstellung angesichts der kriegerischen Entwicklungen viel zu kurz, wenngleich der kultur- und erinnerungsgeschichtliche Zugang hervorzuheben ist, den die Ausstellung betont. So spiegelt der Katalog auch die Veränderungen der Militärgeschichtsschreibung, die vor allem auch Ansätze aufgreift, die im Tübinger Forschungsschwerpunkt zur neuen Kriegsgeschichte entwickelt wurden.

Peter Steinbach

Rainer F. SCHMIDT, *Kaiserdämmerung* – Berlin, London, Paris, St. Petersburg und der Weg in den Untergang. Stuttgart: Klett-Cotta 2021. 878 S., 17 s/w Abb. ISBN 978-3-608-11683-0. Geb. € 38,-

Das hier zu besprechende Buch hat eine Vorgeschichte: Rainer F. Schmidt, Würzburger Emeritus, hat 2016 in der Historischen Zeitschrift (HZ) einen Beitrag über die französische Politik im Vorfeld des Ersten Weltkriegs veröffentlicht („Revanche pour Sedan“), in dem er Frankreich, insbesondere Raymond Poincaré, eine gezielte Politik der Kriegsentfesselung vorwarf. Die Reaktion auf diese Umkehr all dessen, was seit der Fischer-These der 1960er Jahre zum Gemeingut bis in die deutschen Schulbücher hinein geworden war, war einzigartig. Bekanntlich hatte ja Fischer Deutschland die Alleinschuld am Ersten Weltkrieg vorgeworfen. Robert C. Moore, unter den Fachleuten der Geschichte des Ersten Weltkriegs gänzlich unbekannt, erhob, zwar ohne Argumente und Quellenkenntnis, aber ganz im Sinne der political and historical correctness, den Vorwurf, Schmidt habe in finsterster Tradition nur die Exkulpation Deutschlands betreiben wollen. Das Unglaubliche war: Moore ist offenkundig ein Pseudonym, hinter dem sich jemand verbirgt, der Schmidt regelrecht „exekutieren“ wollte. Und noch unglaublicher: Die HZ, nach ihrer Selbstdarstellung der „Gold-Standard“ historischer Publikationen, hat sich zu diesem Spiel hergegeben. 2020 antwortete Schmidt in der HZ in einem auch geschichtstheoretisch bemerkenswerten Beitrag auf die Invektiven Moores. Insgesamt ist Schmidts Ansatz so neu nicht: Nicht erst seit Christopher Clarks 2013 erschienenen „Schlafwandlern“ sind diejenigen Historiker in die Defensive geraten, die in der Tradition von Fischer und Geiss mit der sog. Kriegsschuldfrage abgeschlossen hatten. Dabei begann die neue Debatte keineswegs erst Clark. Schon Niall Ferguson, dann Konrad Canis, Douglas Newton, Gerry Docherty, Jim Macgregor und Sean McMeeKin haben so viel Material zusammengetragen, dass, abgesehen von Annika Mombauer und einigen eher der Politzsne als den Historikern zugehörigen Randgestalten, niemand mehr Fischers Fähnlein hochhält. Allerdings bezieht auch Gerd Krumeich, der Moores Machwerk noch als „Schmäh in extenso“ kritisiert hatte, Position gegen Schmidts Beiträge und Buch, wegen Details (u. a. wegen falschen Opferzahlen des Ersten Weltkriegs) und, darauf aufbauend, auch grundsätzlich.

All das, was 2016–2020 in der HZ ausgefochten wurde, wird in der „Kaiserdämmerung“ in einen größeren Zusammenhang gestellt. Schmidt geht davon aus, dass Deutschland innen- und außenpolitisch seit 1890 keine Sonderrolle in Europa gespielt habe. Damit berührt